

## „K. May als Schachspieler.“

Ein biographischer Scherz von **Max Weiß** in Bamberg.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Heute schicke ich Ihnen ein kleines Feuilleton, von dem ich mit Stolz behaupten darf, daß Sie mit demselben Furore machen und für Ihr geschätztes Blatt ein paarmal 100.000 neue Abonnenten gewinnen werden.

Es ist die wortgetreue Wiedergabe einer Unterhaltung, die ich mit dem bekannten Reiseromanschiftsteller Dr. Karl May, einen der gelesensten Autoren Deutschlands, unlängst geführt habe. Der Name Karl May ist ein Zugstück allerersten Ranges geworden und eine große Anzahl von Zeitungen hat sich in letzter Zeit teils lobend, teils tadelnd mit demselben beschäftigt. Aus diesem Grunde dürfte folgende Skizze nicht ganz wertlos sein, schon deshalb, weil sie Herrn May in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt.

Nachdem es bereits einen Karl May als Old Shatterhand, einen Karl May als Kara-ben Nem-si-dir-si-du-si doch – verzeihen Sie, die letzten Silben sind mir nur so aus Versehen mit herausgerutscht – in letzter Zeit sogar einen Karl May als Erzieher gibt, habe ich den Titel „Karl May als Schachspieler“ besonders sensationell gehalten.

Indem ich mich der Hoffnung hingebe, dass Sie für vorliegende Skizze mein gewöhnliches Honorar von zweihundert Kronen mindestens verdoppeln werden, begeben Sie sich in medias res:

Im Juli vorigen Jahres saß ich spät nachts im Wartesaal II. Klasse in München und wartete auf den Zug, der mich zum 25. Deutschen Schachkongreß nach Hannover als Zuschauer und Berichterstatter bringen sollte. Ein Herr, außer mir der einzige Gast, saß mir gegenüber. Wir schenkten uns anfangs keine Beachtung, jedoch die Langweile brachte uns nach und nach einander näher. Wir kamen in ein angeregtes Gespräch, in dessen Verlaufe wie uns gegenseitig unsere Visitenkarten überreichten. Ich las: „Doktor Karl May, Dresden.“ Meine Augen wurden größer und größer. „Verzeihen Sie, mein Herr, sollten Sie vielleicht der berühmte Reiseschriftsteller May sein, der das Herz jedes Lesers höher schlagen läßt?“

Ein kurzes Kompliment bejahte diese Frage.

Das Gespräch wurde nun in animiertester Stimmung fortgesetzt und wir kamen schließlich selbstredend auch auf das edle Schachspiel zu sprechen. Hier wagte ich die Bemerkung hinzuwerfen: „Mein lieber Herr Doktor! Bei Ihrer ungemeinen Vielseitigkeit ist es höchst bedauerlich, daß Sie scheinbar dies königliche Spiel so wenig kennen. Sie würden darin gewiß hervorragendes geleistet haben.“

„Hab' ich auch, hab' ich auch“, fiel hier Herr May ein, „oder sollten Sie meinen Brodnik nicht gelesen haben? darin ist doch ausdrücklich erzählt, daß ich seinerzeit in Rußland eifrig schachte. Aber nicht nur das, ich darf sogar behaupten, daß ich der Göttin Caïssa Zeit meines Lebens eifrig diente und zwar, wie ich annehmen darf, nicht ohne Erfolg.“

In mir regte sich die Neugierde des Reporters.

„Ach, bester Herr Doktor, berichten Sie mir doch einiges aus Ihren Schächerlaufbahn; ich würde Ihnen hierfür unendlich verbunden sein.“

Und bereitwilligst fing er an zu erzählen:

„Schon in einem Alter von kaum fünf Jahren zeigte sich in mir zum ersten Male mein eminentes Schachtalent. Mein Vater spielte nämlich mit einem Freunde eine Partie; ich aber spielte mit meinem Blasrohre. Eine innere Stimme, die mir später bei meinen Abenteuern stets in bewunderungswürdiger Weise zur Seite stand, flüsterte mir etwas zu. Schneller, als ich es erzählen kann, griff ich plötzlich zum Pusterohre und schoß gerade die Figur vom Brette, die, wie sich nachher herausstellte, von meinem Vater geschlagen werden mußte, wenn derselbe das Spiel gewinnen wollte. Meine Angehörigen waren völlig starr von meinen Anlagen und Leistungen und nur der Schachfreund, dem mein geistreicher Schuß schließlich noch in die Nase gegangen war, zeigte hierfür wenig Anerkennung.“

Mit sechs Jahren spielte ich mit meiner Urgroßmutter, einer sehr frommen Frau, der ich Turm und Springer vorgab, meinen ersten Match. Ich siegte glänzend, freilich muß ich als wahrheitsliebender Mensch zu ihrer Rechtfertigung bekennen, daß dieselbe gänzlich erblindet und stocktaub war, was ihre Spielstärke etwas herabdrückte.

In der Schule schlug ich alle meine Kollegen mit dem, wollte sagen auf dem Schachbrette, weshalb mir schon damals meine Mitschüler mit einem gewissen Seherblick den Übernamen „jung Shatterhand“ beilegten.

Während der vielen Reisen meines bewegten Lebens habe ich in aller Herren Länder mit den berühmtesten Schachgrößen, meist unter Vorgabe meinerseits gespielt und immer gewonnen. Bei meiner anerkannten Bescheidenheit und um den Ruhm meiner Gegner nicht zu gefährden, bin ich jedoch mit meinen Erfolgen nie in die Öffentlichkeit getreten.

Gestatten Sie mir, daß ich einige Einzelheiten aus meinen Schachfahrten wahrheitsgetreu und ohne Ausschmückung berichte!

Bei meiner siebzehnten Anwesenheit in San Franzisko kündigte ich eine Simultanproduktion im Schachspiele an. Im großen Rathaussaale, wo der Kampf ausgefochten werden sollte, stellten sich mir nicht weniger als 753 Gegner. Die Länge der Reihen der Schachspieler betrug insgesamt über einen Kilometer, so daß ich im Laufe des Spieles mindestens dreißig englische Meilen hätte zu Fuß durchlaufen müssen. Rasch entschlossen bestieg ich meinen an Schnelligkeit und Ausdauer unvergleichlichen *Ischli*, einen Mustang arabisch-mecklenburger Kreuzung aus England, den mir bekanntlich mein Freund der Apatschenhäuptling *Winnetou* verehrt hatte, und in rasender Carrière ging es wieder und immer wieder durch die Reihen meiner sämtlichen 754 Gegner, im Vorbeireiten Kombinationen entwerfend und Gegenzüge machend. Nach zwei Stunden harten Kampfes hatte ich meine 755 Feinde besiegt. Nur einem gönnte ich ein Remis. Im Vorbeisausen hatte nämlich *Ischli* mit seinem langen Schweife einen Stein dieses Spielers gestreift. „*Pièce touchée, pièce jouée.*“ Ich war zu nobel, diesen Stein nicht zu ziehen; daher dieses verhältnismäßig ungünstige Resultat der Schlacht.

In Chicago, wo ich einen Tag später ebenfalls eine Massenproduktion veranstaltete, hatte ich nur mit 111 Gegnern in die Schranken zu treten. Diese Spitzbuben hatten sich nun, veranlaßt durch meine bisherigen ununterbrochenen Siege, verschworen, mich ordentlich hereinzulegen, und zwar wollten dieselben auf ein gegebenes Zeichen hin sämtliche gleichzeitig einen meiner Steine vom Brette nehmen. Damit wäre selbstredend meine Niederlage auf der ganzen Linie besiegelt gewesen. Ein Mann von meiner Geistesschärfe läßt sich jedoch nicht so leicht dupieren. Rechtzeitig entdeckte ich noch die hinterlistigen Ränke. In einer wahren Berserkerwut sprang ich von einem Spieler zum anderen und schlug sämtliche mit meinem bekannten Jagdhieb auf die Schläfe in drei Minuten nieder. Sie stürzten bewußtlos wie die Klötze zu Boden und als sie wieder zu sich kamen, waren sie schon matt gesetzt.

Bei einem dritten „Massenkampfe“ wollten ebenfalls einige Schurken mich durch plötzliches Umstellen der Steine um meinen wohlverdienten Sieg bringen. Die böse Absicht blieb mir auch hier nicht verborgen. Leider hatte ich mir kurz vorher beim Zerhämmern eines riesigen Marmorblockes meine Fäuste etwas verstaucht, so daß ich mit denselben nichts machen konnte. Rasch entschlossen hypnotisierte ich die ganze Gesellschaft durch einen scharfen Blick meiner durchgeistigten Augen und zwang sie so, von ihrem verbrecherischen Plane abzustehen und nach meinem Wunsche zu ziehen.

Als eifriger Vorkämpfer der Zivilisation gab ich meinem roten Bruder, dem bereits erwähnten Apatschenhäuptling *Winnetou* Unterricht in dem erhabenen Zabelspiel. Derselbe – bekanntlich ein fast ebenso großes Genie wie ich – wurde gar bald ein hervorragender Meister und fand eine derartige Freude am Schach, daß er stets ein aus Skalpen gefertigtes Steckschach in der Westentasche – pardon im Gürtel bei sich trug. Wir beide haben dann für die Verbreitung dieses Spieles unter den Indianerstämmen mit solchem Erfolge gewirkt, daß wir (welch ein Fortschritt der Kultur und des Christentums!) es erleben durften, daß die intelligenteren Krieger nicht mehr mit Bowiemesser und Pfeilen, sondern auf dem Schachbrette um ihre Kopfhäute kämpften.

Die edler beanlagten Stämme der Indianer zeigten ganz besonderes Talent für das königliche Spiel; einer ihrer Häuptlinge, dem ich ein besonderes Kapitel in meinen gesammelten Werken (*Old Surehand* Bd. III) gewidmet habe, gelangte darin sogar soweit, daß ihm seine Untertanen den Ehrennamen „*Schahko matt*“ – was doch offenbar „Schachmatt“ heißt – beilegten.

In Texas setzte einmal ein Goldgräber, der über unermeßliche Schätze verfügte, einen ganzen Waggon Gold gegen meinen berühmten Henrystutzen im Zabelspiel; selbstredend gewann ich, verzichtete aber für meine Person auf das „*Deadly douste*“ und bestimmte den Gewinn zur Errichtung eines Erholungsheims für nervöse Schachspieler – auf dem Chimborasso.

In Transvaal, wo ein biederer Bure ein großes Diamantfeld gegen meinen Bärenlöter setzte, ging es mir jedoch nicht so gut; durch unverantwortlichen Leichtsinns kam ich in eine überaus böse Lage; ich hätte eigentlich unbedingt verlieren müssen, doch gelang es mir in folgender Stellung – Herr Dr. May steckte sein Taschenschach zurecht – noch ein scharfsinniges Remis zu erzielen.“

[ Abb. 1 siehe Faksimile ]

„Aber das ist doch ein Endspiel des berühmten Problemdichters H. Meyer, [“] wagte ich hier schüchtern einfließen zu lassen.

„Ganz richtig,“ fuhr mein Vis-à-vis schlagfertig fort, „ich habe dasselbe nachträglich diesem Meyer zur freien Verfügung gestellt.“

„Infolge einer mir noch heute unerklärlichen Blindheit geriet ich einst – es war zum siebenundfünfzigstenmale – mit meinem Diener Halef, einem Stockmohammedaner, der damals schon einundzwanzig Weiber hatte, in die Gefangenschaft eines wilden Beduinenscheiks. Aus ganz besonderer Gnade sollte derjenige von uns beiden am Leben bleiben, welcher gegen den anderen eine Schachpartie gewänne. Mit Rücksicht auf die Familienverhältnisse meines kleinen, lieben Dieners gab ich mir infolge meines doppelt patentierten Edelmutes alle Mühe, die Partie zu verlieren, was mir nach hartem Kampfe endlich auch gelang. Halef ging frei davon, ich aber befreite mich, kurz bevor ich abgeschlachtet werden sollte, zum achtundfünfzigsten Male aus einer verzweifelten Lage.

Ein andermal befand ich mich bei den Feuerländern mit meinem Freunde Galgen- wollte sagen Turnerstrick in genau derselben Lage. Wir beide waren gefangen und sollten nur auf dem Schachbrette um unser Leben kämpfen. Auch hier bewährte sich mein Edelmut in gleicher Weise; ich besiegte meinen Freund, der eine böse Schwiegermutter hatte.

Mit einem Ölprinzen in Californien spielte ich einst eine lebendige Partie. Er verwendete hierzu die in seiner Arbeit stehenden Chinesen als Figuren, während meine roten Brüder die Apachenindianer (einmal schreibe ich Apache, ein andermal wieder Apatsche) gerne meinen Part übernahmen. Ausgemacht wurde noch zum größeren Reize, daß jede geschlagene Figur auch wirklich erschlagen werden sollte. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß meinen roten Brüdern kein Haar gekrümmt wurde, während von den armen Chinesenjünglingen einer nach dem anderen skalpiert wurde. Dennoch gönnte ich meinem Gegner, dessen Gastfreundschaft ich genoß und der mir versprochen hatte, meine sämtlichen Werke anzuschaffen und innerhalb eines Jahres zu lesen, in christlicher Milde ein ausgleichendes Remis in Gestalt eines niedlichen Patts. Sehen Sie, hier ist die Stellung.“

[ Abb. 2 siehe Faksimile ]

„Aber da brate mir doch einer 'nen Storch,“ fuhr es mir heraus, „das ist ja nichts weiter als eine in der „Deutschen Schachzeitung“, Jahrgang 1850, Seite 189, abgedruckte Aufgabe eines ursprünglichen Anonymus, zu der sich zu allem Überfluß erst unlängst ein gewisser Specht in Berlin als geistiger Vater, allerdings etwas spät, bekannt hat.“

Ich glaubte meinen Gesellschafter vernichtet, jedoch mit einer geradezu unnachahmlichen Ruhe erklärte er mir: „Daß diese Stellung schon vor einem halben Jahrhundert erschienen ist, darin sehe ich wieder einmal eine eklatante Fügung des Himmels; und was Ihren Herrn Specht anbelangt, so habe ich logischerweise dasselbe Recht, mich als Verfasser einer längst erschienenen, anonymen Aufgabe auszugeben wie jener.

Gegenwärtig spiele ich mit meinem ehemaligen Diener Halef, der inzwischen es zum obersten Scheik der Haddedih gebracht hat, eine Korrespondenzpartie um den Preis von 100 Kamelen und 200 Schafen; sollte ich wider Erwarten verlieren, so ist es mir nicht Angst um den Einsatz. Ich hoffe nämlich, denselben unter meinen Lesern leicht aufzutreiben zu können. – –

Aber nicht nur in der praktischen Partie hat sich mein Schachtalent bewährt, nein, auch in Theorie und im Problemwesen habe ich hervorragendes geleistet.

Meine May-Eröffnung, die jedoch bisher noch ziemlich unbekannt ist, ist einfach unwiderleglich, im Rhinocerosgambit erfand ich eine neue glänzende Variante. Außerdem schrieb ich eine Theorie des Mittelspieles, eine Abhandlung über eine kombinierte französisch-italienische Eröffnung, sowie eine Untersuchung über das Endspiel „roi de pouillé gegen roi de pouillé“.

In Persien, dem „Land der silbernen Löwen“ (bekannte Reiseerzählung von May) habe ich, da ich mich bekanntlich stets den örtlichen Verhältnissen assimiliere, das Zabelspiel dadurch erweitert,

daß ich eine neue Figur, einen „Löwen“ einführte, der die Gangart von Läufer und Springer hatte. Sämtliche persische Schach-Klubs haben mich deshalb als Ehrenmitglied aufgenommen und heute noch ertönt dort ein eigens auf mich gemachtes Gedicht: „Und der May ist gekommen.“

In Deutschland, dem Reiche des „eisernen Kanzlers“, bereicherte ich das Schach durch den „Kanzler“; allein der Beifall der bornierten Schächer war hier nur ein sehr geringer; man schien schon an dem „eisernen“ vollständig genug zu haben und – der Prophet gilt nichts in seinem Lande.

Ich, der ich die schwierigsten Probleme des Lebens stets im Handumdrehen gelöst habe, bin selbstredend auch im Schachproblem ein feiner Kenner. Als eine der hervorragendsten Aufgaben erachte ich z. B. folgende:

[ Abb. 3 siehe Faksimile ]

Es ist das Prototyp einer Komposition mit einem Maximum von Figuren und einem Minimum von Ideen.

Daß ich unter solchen Umständen selbst als Problemdichter tätig geworden bin, ist klar; nur verbot mir meine angeborene Bescheidenheit mit meinem ganzen Namen an die Öffentlichkeit zu treten. Ich arbeitete daher meist nur als Anonymus und alle Aufgaben, welche diese Überschrift tragen, sind von mir. Nur einmal habe ich ein Problem unter meinem ganzen Namen veröffentlicht, und zwar unter Nr. 6267 der „Deutschen Schachzeitung[“]; ich fertigte dasselbe in 15 Sekunden auf der Reise, schrieb es auf eine Postkarte und warf diese in Braunschweig in den Briefkasten, daher die Überschrift: Karl May, Braunschweig.

[ Abb. 4 siehe Faksimile ]

– – – Gegenwärtig beabsichtige ich, eine kleine Spritztour über Venedig, Neu-Orleans, Krakau, Island, Südpol, Halifax nach Hannover zu machen, wo ich noch rechtzeitig (es war damals der 16. Juli) einzutreffen hoffe, um mit dem ersten Preisträger im dortigen Turnier einen Matsch auf 50 Gewinnpartien unter Vorgabe von Bauer und Zug spielen zu können“. – – –

Ich hätte von dem liebenswürdigen Erzähler gewiß noch manches Interessante erfahren, allein in diesem Augenblick verkündete der Portier: „Schnellzug nach Rosenheim, Traunstein, Salzburg, Kuffstein etc. höchste Zeit zum Einsteigen“, worauf sich mein Vis-à-vis empfahl.

Ich aber erwog die verständigen Worte desselben in meinem Herzen, schrieb sie nieder und voila tout.

Später kamen mir allerdings einige Bedenken gegen die Identität meiner damaligen Reisebekanntschaft mit dem berühmten Schriftsteller May. Ach hätte ich dem Herrn doch einmal auf die Beine geschaut\*), pann [dann] würden diese heute für mich über alle Zweifel erhaben sein.

\*) May sagt nämlich in seiner Selbstbiographie von sich selbst, daß er krumme Beine habe.

---

Aus: Wiener Schachzeitung. VI. Jahrgang, Nr. 2, Februar 1903, S. 38-44.

Max Ignaz Weiß (1870-1943), Rechtsanwalt, Schachautor, später Mitarbeiter des Karl-May-Verlags.

(siehe seinen Aufsatz „Wie ich aus einem May-Gegner ein May-Verehrer wurde“ im KMJb 1921.)

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Dezember 2017